

**Festreferat von Professor Paulus Lenz-Medoc, Paris,** gehalten am 31. Juli 1966 auf der Jugendburg Gemen aus Anlass des 20. Gementreffens der Gemeinschaft der Danziger Katholischen Jugend und des Adalbertus-Werk e.V., Bildungswerk der Danziger Katholiken.

# AUS DER LIEBE HANDELN

Prof. Paulus Lenz-Medoc wurde am 10. August 1903 in Konitz in Westpreußen als Paulus Lenz geboren. Vom Dezember 1930 bis zu dessen Auflösung am 1. Juli 1933 war er Generalsekretär des *Friedensbundes Deutscher Katholiken*. Nach seiner Inhaftierung von Juli bis November 1933 emigrierte er 1934 nach Frankreich, wo er sich der Résistance anschloss und den Namenszusatz „Medoc“ annahm. Nach Ende des Zweiten Weltkriegs war er der erste deutsche Lektor an der Pariser Universität Sorbonne. Seit 1954 war Prof. Paulus Lenz-Medoc (mit wenigen Ausnahmen) regelmäßiger Teilnehmer und Referent bei den Gementreffen der Danziger Katholiken. Durch seine Vorträge, seine Diskussionsbeiträge und viele Gespräche hat er in über 30 Jahren den Weg und die Zielrichtung unserer Arbeit in hohem Maße mitbestimmt. Besonders für die Durchsetzung der Menschenrechte, die Versöhnung mit Polen und die Aufgaben in einem vereinten Europa ist er ein ständiger Mahner und Anreger gewesen. Der Philosoph, Germanist und Romanist verstarb am 7. September 1987 in Paris.



Hochwürdigster Herr Apostolischer Visitator!

Hochwürdigste und Hochwürdige Herren, sehr geehrte Damen, meine Herren, liebe Freunde!

Es gibt wenige Worte — und nicht nur in unserer Sprache, sondern, so muß man sagen, in allen europäischen Kultursprachen — die so widersprechend sind wie das Wort, das im Thema unseres Tages steht: Liebe. Es heißt einmal, bei den einen, bis in den Schmutz gezogen, sinnlose Sinnlichkeit. Es heißt bei anderen einfach irgend etwas vorziehen. In diesem Fall kommt es in der französischen Sprache deutlicher zum Ausdruck, wenn der kleine Pierre oder die kleine Elisabeth sagt: Je n'aime pas la soupe — ich liebe die Suppe nicht —, wofür wir einfacher sagen: ich mag keine Suppe.

Aber daneben ist dieses Wort unsterblich gemacht worden von den größten lyrischen Dichtern der Weltliteratur. Sie haben die unschuldige Liebe des unschuldigen Kindes besungen; sie haben das hohe Lied der ehelichen Zweisamkeit gepriesen; sie haben die treue Liebe der Freunde besungen — und wer von uns erinnerte sich nicht an die Zeit, wo wir in der Schule diese Liebe mit Bewunderung kennengelernt haben. Sie haben den Liebesheld des Tapferen besungen, der für Volk oder Vaterland sein Leben hinzugeben bereit gewesen ist; sie haben der aufopfernden Liebe der Mutter das Preislied gesungen. Wir haben in der mittelalterlichen Dichtung, besonders im Minnesang, in derselben Zeit, in der der hl. Franziskus diesem Wort eine besondere Bedeutung gegeben hat, unsterbliche Gedanken und Tiefengänge unter diesem Wort.

Wir haben mehr. Nicht nur die Dichter haben das Wort geädelt. Der Psalmist hat diesem Wort die höchsten Gipfel menschlicher Herzentiefe zur Verfügung gestellt, und der Apostel hat das Hohe Lied der Liebe gesungen.

So können wir sagen, zwischen erklärtem Schmutz und dem höchsten Gipfel und der tiefsten Tiefe der Gottesliebe reicht die Bedeutung dieses Wortes Liebe. Alle Stufen in dieser Leiter sind mit diesem Wort beschrieben, aber jeweils anders. Und fast könnte man von diesem Worte sagen, was der Dichter bitter von dem Namen Gottes gesagt hat: „Wie einer ist, so ist sein Gott, drum ward auch Gott so oft zum Spott.“ Und so könnten wir abwechselnd sagen: Wie einer ist, so ist seine Liebe. Darum so weit die Spannung vom Untersten und Tiefsten bis zum Höchsten.

Was immer aber Liebe bedeutet, immer bedeutet sie innige Einigung. Und auch wer die Sprache

nicht versteht, versteht aus den Gesten genau, ob Liebe gemeint ist. Ein herzlicher Händedruck, ein Blick, eine Umarmung, ein Kuß, sie können sagen: Liebe ist dort bezeugt, bekundet, gegeben. Liebe bedeutet ein Sich-Öffnen. Liebe bedeutet ein Sehnen, daß der andere mir etwas gebe von sich, daß er mich ergänze, daß er mir helfe, höher zu steigen, über mich hinaus zu kommen. Liebe bedeutet sich offenhalten für das, was der andere sagen, geben will. Liebe bedeutet empfangen und Liebe bedeutet geben, um sich gegenseitig zu ergänzen. Liebe bedeutet immer das, was im Tiefsten vom Menschen gesagt wird, ein Wesen, das über sich hinaus will. Zutiefst also ist Liebe Einigung, Hingabe, Sehnen. Liebe ist immer vorziehen. Wenn wir lieben, ziehen wir etwas anderen oder anderem vor. Und immerfort und immerdar ist Liebe zutiefst von tiefster Unruhe getrieben, immer weiter und immer fort zu lieben. Liebe will nie aufhören zu lieben, so wie es der hl. Augustinus erklärt hat: Unruhig ist unser Herz, bis es ruhet in Dir. Liebe ist eine Gesinnung, ist eine Haltung. Liebe ist eine Kraft, ist ein Vermögen. Liebe ist nicht so wie Gerechtigkeit, nicht so wie Wahrheit, nicht so wie Freiheit zu verstehen. Gerechtigkeit, Wahrheit, Freiheit kann der Mensch fordern, Liebe kann er nicht fordern. Liebe ist ein reines freies Geschenk, sonst ist Liebe nicht Liebe im wahrsten Sinne.

In diesem Sinne müssen wir Goethes merkwürdiges Wort verstehen: „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an.“ Das soll nicht heißen: lieb' mich nicht wieder; sondern das eben bedeutet: es ist ein freies Geschenk, das ich gebe und dahinter steht die Erwartung, ein ebenso freies Geschenk als Gegengabe zu bekommen.

Liebe muß mit zwei anderen Ideen, Kräften, mit den theologischen Tugenden genannt werden, mit Glaube und Hoffnung. Aber ebenso, wie der Apostel es schon gesagt hat: „das Größte aber ist die Liebe.“ Dieses Größte, das die Liebe ist, trägt dann in der Heiligen Schrift selbst, in der Sprache des Liebes-Apostels, den höchsten Namen, den es haben kann: Gott ist die Liebe. In dieser Bedeutung über die Liebe zu sprechen, ist natürlich nicht möglich, wenn wir uns nicht hier einschließen wollen und eine Gemeinschaft gründen, die ein paar Jahre lang nachdenken will über die Liebe.

Aber sie erwarten auch nicht das, sondern sie wollen, daß wir uns besinnen über das Liebesgebot in den öffentlichen Bereichen, und ganz besonders das Liebesgebot in den Beziehungen zwischen den Völkern. Und da hätten wir zu-

nächst einmal festzustellen, daß das Liebesgebot weithin aus der modernen Welt verdrängt und verbannt ist. Das muß ich heute nicht neu sagen, das hat schon zu Ende des 1. Weltkrieges mein Lehrer Max Scheler in seinem herrlichen Essais über die christliche Liebe mit Trauer und Bitternis festgestellt. Immerhin zu sagen, daß das Liebesgebot aus der modernen Welt weithin verdrängt und verbannt ist, bedeutet nicht, daß nun keine Liebestat mehr getan wird, daß nirgendwo aus Liebe gehandelt wird, keineswegs. Es gibt Einzelne, es gibt Gemeinschaften, die echte Liebestaten vollbringen, echte Liebesbeziehungen zu anderen aufnehmen. Der Nächste wird auch heute noch erkannt. Ja, es ist sogar der modernen Ethik vorbehalten gewesen, den Nächsten als den Fernsten zu definieren, den Nächsten vor allen Dingen im Fernsten, im Fremdesten zu sehen, genau nach dem Modell der Parabel Christi, wenn vom Samariter gesprochen wird. Der Fremde ist derjenige, der unser Nächster ist, ihm hat unsere Liebe zu gelten. Und daran erkennen wir schon eine besondere Eigenart des Liebesgebotes, sie reicht weit hinaus über Blutsbindungen und engste Freundschaften, sie schließt den Fernsten und den Fremdesten ein. Die Beziehungen von Mensch zu Mensch, von Stand zu Stand und Klasse zu Klasse, in der modernen Gesellschaft, besonders in den letzten hundert Jahren, haben gezeigt, daß sich die Beziehungen verbessert, vermenschlicht haben. Der ärmste Sohn der Nation ist kein heimatloser Geselle mehr in seinem Land. Niemand ist mehr ausgeschlossen. Jeder hat seine Rechte und seine Pflichten innerhalb der Nation. Alles das sind Erfolge sozialer Bemühungen und der soziale Fortschritt hat die Beziehungen von Mensch zu Mensch menschlicher, freundlicher gestaltet.

Aber der soziale Fortschritt hat nicht immer die Beziehungen aus Liebe verbessert. Bestenfalls sind es Gerechtigkeitsforderungen gewesen, auf die also ein jeder Anspruch hat — jedem das Seine — nicht Liebe. Sehr oft sind es nicht einmal Gerechtigkeitsforderungen gewesen, die den Staatsmann, denken Sie an Bismarck, veranlaßt haben, die ersten Sozialreformen zu verwirklichen, sondern einfach Klugheit, und diese Klugheit sehr oft nur aus Angst, es könnten die Notleidenden auf die Straße gehen und uns Not bereiten. Um dem zuvor zu kommen, hat man Sozialreformen getan. Immerhin hat das Ergebnis den Menschen einen besseren Lebensstand, ein höheres Lebensniveau gegeben.

Aber selbst diejenigen, die mit Gewalt gefordert haben, daß die

Beziehungen von Mensch zu Mensch im sozialen Leben verbessert werden sollen, haben nie im Namen der Liebe diese Forderungen gestellt. Keine Revolution hat Liebe auf ihre Fahnen geschrieben. Bestenfalls rief man nach Egalité, Liberté, Fraternité — Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Und diese Tatsache besagt viel. Die moderne Welt anerkennt noch den Bruder, anerkennt noch die Brüderlichkeit. Auch die marxistische Ideologie erhofft sich nach dem Klassenkampf eine brüderliche, klassenlose Gesellschaft, worin sie sich günstig von der rassistischen und rassistischen Ideologie unterscheidet, die den Bruder nicht mehr allgemein anerkennt.

Aber der Bruder der modernen Gesellschaft ist ein merkwürdiges Wesen. Die Brüder der modernen Gesellschaft haben keinen gemeinsamen Vater mehr. Und das will festgehalten und bedacht werden. Sie können uns nämlich nicht sagen, worauf ihre Brüderlichkeit beruht, denn normalerweise beruht ja doch die Brüderlichkeit auf den gemeinsamen Eltern. Hier aber fällt das fort. Die Brüderlichkeit der modernen Gesellschaft ist ein Glaubenssatz, der so hingenommen werden muß. Und alle Vertreter einer Ideologie oder Utopie erwarten von jedem, daß er diesen Glaubenssatz hinnimmt und nicht fragt: warum sind wir Brüder, worauf beruht die Bruderschaft? Hier steht die moderne Gesellschaft genau vor dem Konflikt, vor dem sie steht, wenn von den Menschenrechten gesprochen wird, und es heißt: die Würde des Menschen ist unantastbar und unverletzlich. Stellen wir die Frage: warum?, dann heißt es in allen Menschenrechtserklärungen seit der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung: das ist selbstverständlich.

Diese Selbstverständlichkeit ist eine Ausflucht der säkularisierten modernen Welt. Und der Christ kann die Unmöglichkeit, die Bruderschaft zu beweisen, nur zutiefst bedauern. Er muß unbefriedigt sein, wenn ihm keine Begründung für diese Brüderlichkeit gegeben wird. Er kann diese vaterlose — und das heißt gottlose — Brüderlichkeit nicht wegdekretieren, sie ist ein Teil unserer pluralen Gesellschaft. Aber er wird doch froh sein, feststellen zu können, daß Menschen, von denen wir annehmen wollen, daß sie sich im Wissen und Gewissen verpflichtet fühlen, das Dasein Gottes zu leugnen, daß diese Menschen doch wenigstens nicht die Bruderschaft der Menschen leugnen. Er wird also froh sein, der Christ, daß er mit denen, mit denen er völlig uneins ist über das Dasein Gottes, doch nicht ganz uneins ist über die Existenz der Menschen.

Wir stellen also fest, daß der moderne Atheismus das Liebesgebot in der modernen Welt ungläubhaft gemacht hat, denn er kann uns nicht sagen, warum ich den Bruder lieben soll. Er wünscht darum auch nur Brüderlichkeit und spricht nicht von Liebe. Echte Brüderlichkeit müßte begründen können, warum man miteinander und füreinander fühlt, empfindet, warum man Verantwortung trägt für den anderen, und warum der andere Verantwortung trägt für mich.

Immerhin, solange der moderne Atheismus noch die Bruderschaft anerkennt, solange besteht zwischen ihm und dem Christen eine Möglichkeit zum Dialog. Ein Dialog, ich deutete es schon an, der mit dem Rassismus — wenigstens mit dem Rassismus hitlerscher Prägung und seinem Antisemitismus — nicht möglich ist, weil in diesem Rassismus der Mensch nicht mehr Bruder eines anderen Menschen ist, sondern ein Teil der Menschen grundsätzlich ausgeschlossen ist aus dem Namen Mensch, ein Teil der Menschen grundsätzlich verurteilt ist, niemals Mensch werden zu können, mit all den Konsequenzen, die sich daraus ergeben haben: man rottet sie aus, da sie ja doch keine Menschen sind und niemals Menschen werden können.

Weil dieser Dialog mit dem Atheismus, der wenigstens in der Ferne noch eine Brüderlichkeit unter den Menschen zuläßt, möglich ist — auf diesem Faktum beruht die Hoffnung auf ein Gespräch mit den Atheisten, beruht die Hoffnung, die uns in die Gedanken über das Konzil zurückversetzt, die uns hier vorgetragen wurden. Die Christen müssen aber auch hoffen, daß die von der wirklichen Bruderschaft und Brüderlichkeit überzeugten Atheisten die Logik in unserer Liebesidee nicht ganz übersehen und sich ihr nicht ganz verschließen.

Die Ausbreitung des Atheismus — ich muß sagen des postchristlichen Atheismus, denn der Atheismus unserer Tage ist ja kein Atheismus von Heiden, sondern ist ein Atheismus von ehemaligen Christen, das gibt ihm zum großen Teil seine Vehemenz und seine Flachheit — die Ausbreitung des postchristlichen Atheismus in der europäischen Welt hat der Welt eine Tiefendimension geraubt. Diese Welt hört unter den Brüdern auf, diese Welt ist nicht mehr auf den Vater hin, diese Welt ist bestenfalls auf den Bruder hin. In dieser Welt fragt Gott nicht mehr: „Wo ist Abel, Dein Bruder?“ weil der Vater nicht da ist, der die Sorge darum hat, daß die Kinder in seiner Liebe, in Liebe zueinander stehen. Eine Welt, der diese Tie-

fendimension zum Vater fehlt, eine solche Welt ist eiskalt. So eiskalt, wie wir sie in den Dramen und in der Philosophie von Jean Paul Sartre finden. Jean Paul Sartre ist unbestritten einer der wenigen Philosophen, die mit Konstanz, mit Kraft und Geist die Solidarität der Menschen fordern und immer wieder betonen: jede Tat, die du vollziehst, wird mit vollzogen für jeden anderen; was du tust, geschieht auch für die anderen, was jeder andere tut, geschieht auch für dich. Aber diese Solidarität ist eigentlich eine Solidarität, die sich aus der Tat ergibt, es ist nicht die Solidarität der Herzen, die in der christlichen Liebesidee steht. Es ist eine Solidarität, die sich aus der Logik der Tat, nicht aus der Liebesidee des Christentums ergibt. Die Welt Sartres und die Beziehungen der Menschen in seiner Philosophie sind Beziehungen von Eingeschlossenen, sind Beziehungen von Mißtrauischen, die in dem Anderen immer die Hölle sehen. Die Welt des christlichen Liebesgebots ist eine offene Welt, und die Beziehungen des Menschen sind Beziehungen von Liebenden zu Liebendwerten, zu solchen, die der Liebe würdig sind, weil alle Kinder der Liebe Gottes sind. Eine offene Welt also, denn jeder Mensch ist von Gott geliebt, und jeder liebt nur, weil er von Gott geliebt ist, und jeder liebt den andern in der Liebe zu Gott und durch die Liebe Gottes.

Der Christ kann aber leider nicht nur feststellen, daß der Atheismus der modernen Welt die Tiefendimension genommen hat, er muß auch wahrheitsgemäß feststellen, daß weite Kreise der Christen auch abgefallen sind von der christlichen Liebesidee und dem christlichen Liebesgebot. Sie haben sich vom Zug der Zeit hinziehen lassen und verstehen Liebe einfach humanitär, eine Wohlfahrtseinrichtung oder, wie wir es heute in der Predigt hörten, eine Versicherungsfrage. Es ist eine Tatsache, daß bis in die christliche Welt hinein das christliche Liebesgebot, das Grundgesetz des Christentums, dieses Gesetz, unter dem das Christentum in der Geschichte steht und nach dem es beurteilt werden wird: Liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst! — daß dieses Gebot im Christentum nicht mehr unterscheidend steht. Es sind lang verflossene Zeiten, von denen uns gesagt wird, daß man von den Christen sagte: „Seht, wie sie einander lieben.“ Diese Tatsache also des Zusammengehens einer säkularisierten, atheistisch gewordenen Welt einerseits, und einer nicht mehr aus der letzten christlichen Tiefe — d. h. aus dem Worte Gottes und dem Sakrament — lebenden Christenheit, sie ist unsere Welt. In dieser Welt ist christ-

liches Liebesgebot sehr oft auch nichts weiter als ein Do-des, gib, damit ich gebe, wenn du mir etwas gibst, gebe ich dir auch etwas, sonst nichts. Und das macht, daß das christliche Liebesgebot eigentlich so etwas wie eine Träumerei für Romantiker in der Wirklichkeit der Wirtschaft, in der Wirklichkeit der Politik, in den Realitäten der Kultur, in der Schule, im Alltag geworden ist. Wer wagt denn schon noch, wie Sie das hier getan haben, die Aufgabe zu stellen, über die Liebe zu sprechen, ohne daß ein Schmunzeln durch die Reihen geht: das ist so etwas für kleine Mädchen und nicht für größere Jungen, so meint man.

Und doch, hieran wird das Christentum gerichtet werden. Denn dieses Liebesgebot, das Gott durch das Wort seines Sohnes der Welt gegeben hat, ist Heilssorge für die ganze Welt. So wie wir es im hl. Meßopfer beten: für unser und der ganzen Welt Heil. Von diesem Liebesgebot her, aus diesem Gebot, uns Sorge zu machen um das Heil — nicht um die Rente oder die Wohnung — um das Heil des anderen, um das Heil der Gemeinschaft, in der ich stehe, um das Heil aller anderen Gemeinschaften, die da sind, da alle unmittelbar über den einzelnen Menschen aus der Hand Gottes kommen, um das Heil der ganzen Welt — aus diesem Liebesgebot heraus fließt für die abendländische Philosophie der Begriff der Person, der Begriff der Gemeinschaft. Die menschliche Person, so wie wir sie im Abendland heute erkennen, ist uns nicht von unseren großen Vätern Sokrates, Platon, Aristoteles gelehrt worden, was immer sie an Tiefen gesagt haben. Das, was die Person ist, wissen wir nur durch das Christentum, und es war ein Moment tiefen Schweigens, als Romano Guardini vor einigen Dutzend Jahren in Paris in einem Kreis sagte: „Ich sehe in keinem Volk, nicht einmal in dem begabten Volk der Inder, so etwas wie den Begriff der menschlichen Person, wie wir ihn im Christentum haben.“ Nur weil die Offenbarung ausgesprochen wurde und sich Denker von dieser Offenbarung inspirieren ließen, haben sie den Begriff der Person fassen können: dieses einmalige, unaussprechliche, freie, selbstbewußte, verantwortliche Wesen, das mit Entscheidung trägt für sich und alle anderen. So ist das Liebesgebot immer gebunden an eine Personphilosophie und eine Gemeinschaftsphilosophie. Niemals kann das Liebesgebot zahlenmäßig eine Menge betreffen, immer richtet es sich an Personen und an Gemeinschaften, in denen die Personen stehen.

Was für uns und unsere direkte Frage nun entscheidend ist, ist

festzuhalten, daß das Liebesgebot nicht nur den Einzelnen betrifft. Das Gebet im Offertorium: für unser und der ganzen Welt Heil — zeigt es uns ganz deutlich, daß das kein Christentum ist, wo man nur sagt „ich und mein Gott“. Kein Christ kann so zu Gott beten, sondern er wird von Gott nur angenommen, wenn er seinen Bruder mit hineinnimmt in dieses Gebet, wenn seine Heilssorge Heilssorge um die ganze Welt und die ganze Menschheit ist.

Und diese Heilssorge, wie könnte sie getrennt werden, wenn es sich um die Völker und die Völkerbeziehungen handelt. Die Kirche hat in ihrer langen Tradition den Nationen Engel gegeben, uns den hl. Michael, den Franzosen auch den hl. Michael. Das verstehen wir sehr oft nicht, und wenn sie sich dann bekriegen, dann beten sie in den deutschen Schützengräben: „Hl. Michael, hilf uns gegen diese Pest da drüben“, und die Franzosen beten in ihren Gräben: „Hl. Michael, hilf uns gegen diese Pest da drüben“, weil sie längst vergessen haben, daß ein Karl der Große dekretiert hat, daß der 29. September, das Fest des hl. Michael, Reichsfest wäre, und eine Synode von Mainz das kirchlich sanktioniert hat. Danach ist das Reich zerfallen, aber der hl. Michael blieb ganz, nur haben die beiden Völker ihn zwischen sich zerrissen. Was ich sagen will, ist: der Engel, der den Nationen gegeben wird — so ernst, so tief faßt die Kirche den Begriff der Nation. Und ich meine, keiner der jungen Christen sollte versucht sein, so flach über die Nation zu sprechen, wie in unserer Zeit bei uns in Deutschland oft darüber gesprochen wird. Die Nation ist ein Ausdruck einer Gemeinschaft, etwas ganz anderes als nur ein Volk, etwas ganz anderes als nur eine Sprachgemeinschaft. Sie ist gewiß auch eine Schicksalsgemeinschaft, aber auch eine Kulturgemeinschaft, etwas, worin sich eine sozialkulturelle Beziehung auf eine ganz besondere Art ausdrückt, eine organische Verbindung, nicht einfach eine Gesellschaft, die man gründen kann, wie einen Verein, der einem Zweck dienen soll, nein, eine echte Gemeinschaft mit echten Personen, so, daß der schon genannte Max Scheler definieren konnte: Die Nation ist eine Quasi-Person, fast wie eine Person.

Das Liebesgebot also, das ist die Quelle, aus der heraus die Verpflichtung für den Christen wächst, sich um den Frieden zwischen den Klassen, zwischen den Schichten, zwischen den Ständen, in den Nationen und zwischen den Nationen zu bemühen. Siebenmal, so rief Kardinal Faulhaber in einer seiner großen Friedenspredigten vor dem sogenannten III. Reich aus, sie-

benmal beten wir in jeder hl. Messe um den Frieden, daran können wir das Friedensgebot der Kirche als ein Liebesgebot erkennen. Und seit Papst Leo XIII ist es eine besondere Aufgabe des Pontifikats geworden, um den Frieden zu wirken, die Friedensidee, die Friedensethik, eine Friedenspädagogik auszuarbeiten, den Frieden zu erbeten, ihn theologisch zu begründen und ihn politisch zu klären. Wir stehen alle noch unter dem Eindruck des großen Friedenspapstes Johannes XXIII., der es wie seinen Schwanengesang betrachtet hat, daß er seine Enzyklika „Pacem in terris“ der Welt hinterlassen konnte. Und sein Nachfolger machte eine Friedenswallfahrt zum Hl. Grab und auch eine Friedenswallfahrt zu einer ganz anderen Stätte, die sehr oft wenig mit Heiligen zu tun hat, zum Gebäude der UNO in New York, um der Welt im Namen der Kirche den Frieden zu verkündigen. Sie haben diese Rede im Gedächtnis, in der vom Papste gerufen wird: „Nie wieder Krieg!“, weil die Stimme des Konzils klar und deutlich schon in die Welt getönt war mit den Forderungen, weil auf dem Konzil der französische Bischof von Verdun seinen Mitbrüdern zurief: „Ich bin der Bischof der Diözese mit den meisten Gräbern junger Gefallener, anderthalb Millionen!“ Man sollte einmal an diesem Knochenhaus von Doumont vorbeigehen und durch die Fensterscheiben sehen, um dort die Schädelstätte, die Knochenstätte in den Zementmauern zu sehen, um sich daran zu erinnern, was Europäer im Namen der Kultur, der Menschlichkeit, des Nationalstolzes usw. geleistet haben.

Und hier hinein tönt, nicht aus Sentimentalität und nicht um des bloßen Friedens willen — wie könnte ein Christ etwas anderes höher schätzen als das Kreuz — sondern aus der letzten Tiefe des Liebesgebotes die Sorge um eine Welt, die über die Atombombe verfügt. Der große amerikanische Atomforscher Oppenheimer sagte seinen Freunden immer wieder: „Ich fasse nicht ganz, warum die Christen, gerade die Christen, sich nicht mehr aufraffen lassen, von dem Schrecken, der Atombombe bedeutet.“

Und dieses Liebesgebot reicht hinein in die Rechtsauffassung. Die Nationen werden von diesem Liebesgebot daran erinnert, daß die Nation nicht das Letzte ist. Sie ist hoch und sie kann Ansprüche stellen, und sie ist wert, daß man sie verteidigt, aber sie ist nicht das Letzte. Eine Nation, die eine absolute Souveränität im Recht für sich fordert, ist keine Nation, der man folgen kann. Auch die Nationen müssen über sich noch ein

höheres Recht anerkennen, müssen über sich noch ein höheres Gebot anerkennen. Auch die Nationen müssen anerkennen, daß nichts so hoch steht, wie die unmittelbar aus der Hand Gottes hervorgehende (unsterbliche Seele des Einzelnen, für den Christus sein Leben gegeben hat. Um dieses Wesens willen müssen die Nationen in den Dienst treten.

Diese Friedensarbeit nimmt die Kirche heute so ernst, daß Papst Johannes XXIII. der Semaine sociale in Frankreich im Jahre 1962, als sie in Straßburg zusammengekommen war, um dort über das Europa der Völker und der Personen zu beraten, Weisungen gegeben hat, wie sie auf Grund des Subsidiaritätsprinzips, auf Grund der christlichen Personidee für ein Europa der Völker und der Personen eintreten sollte. Und dort sagte Msgr. Dell'Acqua im Namen des Hl. Vaters: „Und überall, wo um die Einheit Europas und den europäischen Frieden gerungen wird, sollen sich die Katholiken in die ersten Reihen stellen und mitarbeiten mit allen.“ — Es ist ja der Papst, der in die Enzykliken den Begriff „Menschen guten Willens“ eingefügt hat — „mit allen Menschen guten Willens, mit denen, die noch nicht an Gott glauben oder überhaupt Gott nicht nennen wollen.“ Natürlich kann ein Christ in einer solchen Zusammenarbeit auf keine seiner Verpflichtungen verzichten. Aber soweit es möglich ist, mit ihnen zusammen zu arbeiten, soll mit ihnen zusammen gearbeitet werden, weil dieses Europa eine gemeinsame Gemeinschaft, auch für die Nichtchristen, ist. Und der Papst geht noch weiter: „Loyal“, so sagt er, „sollen die Katholiken sich Sorge machen um die Nichtkatholiken.“ Hier haben wir nun eine Antwort von der Kirche her und eine Antwort, die mit jeder soziologischen Analyse, die die Person im Menschen sieht, übereinstimmt. Hier ist ein Weg gewiesen, wie der Christ inmitten dieser, zum Teil atheistisch gewordenen, zum Teil vom Christentum abgefallenen und zwischen den Entscheidungen stehenden Menschen für das Liebesgebot und über das Liebesgebot für den Frieden und die Völkerverständigung eintreten soll.

Die Christen können ihren Dienst an der Welt nur leisten, wenn sie entschlossen sind, sich in der Verwirklichung der sozialen internationalen Aufgaben vom Liebesgebot leiten zu lassen, wenn sie entschlossen sind, sich unter dieses Gericht des Liebesgebotes zu stellen und selbst in ihrem Gewissen immer wieder sich zu fragen: „Habe ich nach dem Liebesgebot gehandelt, auch zwischen den Klassen, den Rassen, den Völkern, den Nationen?“ Und das ist keine Träu-

merei, wie man manchmal hören kann, das ist realster Realismus, sich um dieses Liebesgebot in dieser zerrissenen, so bedrohten, von den menschlichen Erfindungen — immer wieder beängstigenden Erfindungen — stehenden Welt.

Alle, und — Sie haben es dadurch, daß Sie mir dieses Thema anvertraut haben, bewiesen — die Heimatvertriebenen auch, sind aufgerufen, sich zu besinnen, was das Liebesgebot von Ihnen, von jedem unter ihnen fordert in den Beziehungen der Völker. Und hier stehen wir vor der letzten Frage in den Beziehungen zu den Völkern des Ostens, und unter den Völkern des Ostens ganz besonders zu Polen.

Auf dem Eucharistischen Kongreß wurde in der großen Friedenskundgebung schon gewünscht — wenn nicht gefordert — daß man in die Beziehungen zwischen die Deutschen und die Polen das leuchtende Bild des polnischen Franziskaner-Paters Kolbe stellen möchte, der im Konzentrationslager für einen anderen den Hungertod gestorben ist, eine wahrhaft franziskanische Liebe. In einem deutschen, von Deutschen eingerichteten Konzentrationslager hat ein Pole dieses leuchtende Bild gegeben. Wo wäre ein Deutscher, der unempfindlich bliebe gegenüber einem so heroischen Beispiel!

Seitdem hat die evangelische Kirche in Deutschland, und haben unsere Bischöfe mit den polnischen Bischöfen einen Dialog begonnen, haben diese Frage angerissen, nicht beantwortet. Wer könnte sie schon ganz beantworten! Aber ein Anfang ist gemacht, und ein mutiger Anfang. Ich habe mir nicht zur Aufgabe gesetzt, die Dokumente hier zu beurteilen, das geht in wenigen Minuten nicht. Aber darauf möchte ich hinweisen, daß wir zu danken haben, soweit das eine wie das andere Dokument eben aus dem Gedanken christlicher Liebesverpflichtung geschrieben ist. Und das ist deutlich, daß es keine politischen Dokumente sind, nicht das katholische, nicht das evangelische. Sondern daß ein Appell an den Christen in seiner ganz besonderen Verpflichtung geleistet ist. Denn der Christ kann sich nicht Christ nennen, wenn er nichts anderes tut, als die Heiden auch tun. Er wird sich auf seine eigene Forderung besinnen müssen. Anfänge also sind uns jetzt gegeben von den höchsten kirchlichen Stellen. Und es ist uns der schöne Anfang gegeben, diesmal mit unseren protestantischen Brüdern gemeinsam in die Verständigungsarbeit mit Polen eintreten zu können.

Als ich so alt war, wie Ihre Verantwortlichen in Ihrer Jugendorganisation, durfte ich mit anderen an dieser deutsch-polnischen Verständigung arbeiten. Wir haben

ganz, ganz wenige protestantische Freunde damals gehabt. Es war Siegmund Schulz da, es war Pfarrer Mensching da, es waren andere da, die glühend eingetreten waren für eine deutsch-polnische Verständigung. Aber wenn es wenige Katholiken gab — ich muß es sagen — dann gab es noch weniger Protestanten zwischen den beiden Kriegen, die bereit gewesen wären, ein Wort der Anerkennung, der Achtung, des Respekts, geschweige denn ein Wort der Liebe nach Polen zu sprechen. Als ich Kardinal Hlond Pfingsten 1934 in Paris sah, sagte er, er meinte, es hätte ungefähr fünf Deutsche gegeben, die aufrichtig und ehrlich die deutsch-polnische Verständigung gewünscht haben. Das ist ein Gerücht, denn damals hätte mehr getan werden müssen. Es ist nicht getan worden. Wir dürfen es heute nicht verheimlichen, wenn wir wollen, daß man drüben in Polen ernst nimmt, was wir tun.

Es wird also notwendig sein, daß aus der Liebesverpflichtung Polen gegenüber, die Sorge um den polnischen Namen, um die polnischen Werte von uns zu unserer eigenen Sorge gemacht wird. Und wir werden uns fragen müssen, was wir an Schimpfnamen aufgebracht haben den Polen gegenüber, wie wir Geschichte Polens geschrieben haben, wie man die Nation beurteilt hat und was man Polen gegenüber von Friedrich II. und Maria Theresia — es sind ja nicht nur die Preußen — bis in die Hakatisten-Gesetze und bis in des Hitler-Geschrei gegen Polen in Deutschland getan hat. Das zu erkennen, einzugestehen, wo wir gefehlt haben, einzugestehen, wo wir nicht auf der Höhe des Gebotes standen, wird nun einfache Christenpflicht sein müssen, wenn wir christlich an diese Frage herangehen wollen. Dazu wird gehören, daß nun Menschen in unserer Nation — und ich danke Ihnen, Sie beglückwünschen zu dürfen, daß Sie zu diesen Menschen gehören, die es sich in diesem kleinen Kreis immer wieder zur Aufgabe machen — die wirkliche Geschichte Polens studieren, sagen, was das Volk Großes gehabt hat und nicht auf Dingen herumhacken, als wäre die polnische Nation eine Nation, die niemals fähig ist, einen Staat zu bilden, eine Nation, die auch nicht verdient, einen Staat zu bilden und eine Nation, die eigentlich nur in „Polnischer Wirtschaft“ — Sie wissen alle, was dieser Begriff bedeutet — leben kann. Das Große herauszustellen in dieser Nation und es anzuerkennen, es anerkennend herauszustellen, mit dem Bedauern, daß wir es nicht schon früher getan haben, das wäre ein Zeichen, daß wir bereit sind, aus dem christlichen Liebesgebot heraus die Verhältnisse zu Polen zu

betrachten. Und ich glaube, Bischof Janssen würde zustimmen können, wenn ich meine, an dieser Aufgabe können auch die Jüngsten unter uns mitarbeiten. Warum sollen nicht schon der Zehn- und Elfjährige beim Mittagbrot oder beim Abendessen fragen: „Haben wir heute etwas Unrechtes über die Polen gesagt, haben wir heute etwas Schönes über die Polen gesagt?“, um sein Gewissen zu schärfen und ihn darauf hinzuweisen, daß hier eine Nation ist, in der Millionen Menschen ihr Leben lassen mußten, weil ein grausamer Wille im Namen unserer Nation es so gewollt hat.

Aber das Liebesgebot ist eine Offenheit aus Liebe, und ist eine Offenheit aus Liebe in der Liebe Gottes und durch die Liebe Gottes. Es schließt die Gerechtigkeit nicht aus. Es kann die Wahrheit nicht ausschließen. Sie muß gesagt werden! Und dann wird auch gesagt werden müssen, wie stark die polnischen Kreise waren, die seit 1933 auf ein Bündnis mit Hitler hingearbeitet haben, und dann wird auch gesagt werden müssen, wie entschieden polnische Diplomaten damals in Berlin sagten, daß sie nun keine Notiz mehr von unserer Verständigungsarbeit nehmen könnten, da sie nun die Gelegenheit hätten, mit dem Mann die Verhältnisse zu regeln, der die Macht hat, den Haß gegen Polen mit einem Federstrich aus der Welt zu schaffen. Wir können also unseren polnischen Freunden und Brüdern nicht verschweigen, daß auch von Polen her auf Krieg und Haß oder Mitarbeit mit dem Haß hingearbeitet worden ist. Wie groß dieser Anteil aber auch sein mag, diese Feststellung kann uns nie dazu bringen, nun anzufangen, krämermäßig zu rechnen, wieviel wir herabgehen können in unserem Schuldbekenntnis, in unserer Einsicht, in unsere Verschuldung. Kein einziges Wort können wir den Polen sagen, um unsere Schuld kleiner machen zu wollen, sonst verraten wir das Liebesgebot des Christentums.

Die zweite Sorge, die sich aus dem Liebesgebot den Polen gegenüber ergibt, ist eine ganz offensichtliche — und nicht nur vom Liebesgebot, sondern von der Gerechtigkeit her — stehende Forderung nach Wiedergutmachung. Was Polen zugefügt worden ist, wird im Maße menschlicher Kräfte wiedergutmacht werden müssen. Und wie hoch diese Wiedergutmachung sein kann, und wie hoch sie sein muß, worin sie bestehen kann, und worin sie bestehen muß, darüber heute zu sprechen, hätte keinen Sinn und würde die Diskussion nur verfälschen. Aber den Willen aus dem Liebesgebot müssen wir mitbringen, daß wir keinen Gedanken in uns aufkommen lassen wollen, der handeln möchte mit den

Menschen, denen wir Unrecht zugefügt haben, sondern aus dem Liebesgebot einfach den offenen freimütigen, demütigen, reuevollen Willen, wiedergutzumachen.

Die dritte Sorge ist wohl die schwerste. Das muß die Sorge sein, sich Klarheit zu verschaffen über die Grenzen. Das Liebesgebot, sagte ich, schließt weder die Gerechtigkeit noch die Wahrheit aus. Und damit Menschen eines Volkes über Grenzen sprechen können, müssen sie die Rechtsansprüche kennen, müssen sie ihre Verpflichtungen denen späterer Generationen gegenüber kennen, müssen sie wissen, welche Pflichten sie gegenüber der eigenen Nation haben. Von vornherein und obenhin zu sagen: anerkennen wir die Oder-Neiße-Grenze, wäre keine Lösung aus dem Liebesgebot, es wäre ein verlogenes Wort; aber aus dem Liebesgebot zu sagen: wir wollen gemeinsam mit euch um diese Fragen ringen; wir wollen euch hören mit allen Ansprüchen, die ihr stellt; wir werden nichts leicht nehmen, von dem was ihr sagt; wir wissen, daß durch unsere Schuld Rußland vor allen Dingen in die Lage kam, euch im Osten um ein Stück zu betrügen. Wir werden zu gleicher Zeit — und hier liegt die große Frage nach dem Osten — die Frage der Grenze Polens Rußland gegenüber nicht verschweigen dürfen, nicht verschweigen in der Hinsicht, in der die Russen Polen gegenüber rechtmäßige Ansprüche hatten, weil die Polen an gewissen Stellen 1919 Forderungen durchsetzen konnten, die nicht der Gerechtigkeit entsprachen, und Forderungen nun stellen gegenüber den Russen, daß auch sie, wenn sie wollen, daß diese Fragen in Gerechtigkeit behandelt werden, ihre Grenzen überprüfen müssen.

Natürlich, so hat sich sicherlich jeder schon von Ihnen gesagt, so fordernd können wir nicht in die Arena treten. Nein, das meinte ich auch nicht, ich spreche ja nur von der Vorbereitung unserer Teilnahme an diesen Regelungen. Wir in unseren Kreisen, wir werden diese Fragen mit dem Namen nennen müssen, und wir werden uns fragen müssen: wo liegen diese Grenzen?

Bischof Kaller hatte gelegentlich seiner ersten Reise nach Rom schon im Vatikanseiner eine Revision der Ostgrenzen gefordert. Er hat damals den Besuch eines polnischen Bischofs erhalten, der ihm seine Meinung gesagt hatte über die Gebiete, und diese Meinung ist so gewesen, daß jeder Deutsche sie nur mit Ergriffenheit hören kann. Entschuldigen Sie, wenn ich in der gegenwärtigen internationalen Situation den Namen dieses polnischen Bischofs nicht nenne. Aber Bischof Kaller hat mir den Text seiner Rede in Paris über-

geben und hat mit eigener Hand die Änderungen hinzugefügt, die er mündlich am Radio Vatikan gemacht hat, und ich fühle mich verpflichtet, von diesem Testament eines polnischen Bischofs in dieser Frage zu sprechen. Der polnische Bischof hat als Letztes gemeint: Wir wünschen von euch deutschen Katholiken, daß ihr uns das zugesteht, was ihr zugestanden haben wolltet während des Dritten Reiches. Als Bischof Kaller fragte, was war das denn, antwortete der polnische Bischof: Nicht für alles verantwortlich gemacht zu werden, was eure Regierung tut.

Hier stehen wir doch wohl in der ganzen Frage, daß wir nicht immer ein Volk en bloc verurteilen, daß wir nicht das tun, was manche uns angetan haben, uns absolut identifiziert haben mit dem Nationalsozialismus. Verfallen wir aber auch nicht in denselben Fehler, das nun den Polen anzutun. Ich meine mit diesen Fragen: Sorge tragen um den polnischen Namen, Sorge tragen, daß Polen von uns Wiedergutmachung erhält für das, was ihm von uns zugefügt wurde, Sorge tragen, daß in Wahrheit und Gerechtigkeit aus Liebe gedacht und gehandelt wird, wenn die Grenzfrage zwischen den beiden Völkern infrage stehen kann.

Wenn das die Haltung ist, wenn wir uns immer wieder sagen, was immer ich denke, was immer ich sage, was immer ich unternehme, was immer ich tue, es ist nicht bereit für die Tat eines Christen, sofern es nicht am Liebesgebot geprüft ist, das ist, meine ich, das, was Sie heute bedacht wissen wollten. Und hier können wir uns noch einmal auf den hl. Augustinus berufen. Dieses Liebesgebot gibt uns eine unfehlbare Sicherheit im Verkehr unter den Menschen. Wenn wir wirklich unsere Liebe an der Gottesliebe messen, wenn wir die Liebe zum Nächsten aus der Liebe zu Gott messen, wenn wir, von Gott geliebt, nun unsererseits zu lieben versuchen, dann werden wir sagen können, wie der hl. Augustinus sagte: *ama et fac quod vis* — liebe und dann tue was du willst! Das bedeutet natürlich nicht: dann kannst du willkürlich handeln. Liebe, echte Liebe, an der Gottesliebe gemessene Liebe, ist immer geordnete Liebe. Aber es soll doch heißen: wenn du wirklich liebst, dann mußt du dich nicht darum bekümmern, was man dir darüber sagen wird, dann stehst du in der Reinheit deiner Ansicht vor Gott und handle dann aus dieser Liebe. Das, meine ich, sollte ich Ihnen als Glückwunsch für Ihr zwanzigjähriges Leben als Danziger Jugendgemeinschaft geben, und daß ich es Ihnen hier sagen durfte, dafür sage ich Ihnen meinen herzlichen Dank.